

ment across widely heterogeneous units of rule“ (S. 51), eben durch stetige Erhöhung der Abstraktion. Den Kapiteltitel „The Ontology of the Social“ bricht er so herunter: Er plane eine Untersuchung „into the place of historicism in Roman reflections on the origin of two major social institutions, law and religion“ (S. 55). Die Konklusion bietet weitere Überlegungen dazu, wie speziell normativ denkende Schriftsteller die differenzierte imperiale Welt zu einer römischen machten.

Ando präsentiert im Zuge seiner Untersuchung viele gehaltvolle Gedanken, die in einer kurzen Besprechung nicht ausgeführt werden können. Nachhaltig wirken werden seine Analysen imperialer Sprachstrukturen, in deren Spiegel er den Umgang römischer Eliten mit den für Imperien typischen Heterogenitäten ausleuchtet. Die Lektüre ist dem Gegenstand geschuldet anspruchsvoll. Allerdings folgt der Autor auch oft eigenen, bereits publizierten Gedankensträngen, die er über Strecken kommentiert. Auch dies trägt zum Voraussetzungsreichtum der Studie bei.

---

*Johannes M. Geisthardt*, Zwischen Princeps und Res Publica. Tacitus, Plinius und die senatorische Selbstdarstellung in der Hohen Kaiserzeit. Stuttgart, Steiner 2015. 430 S., € 69,-. // DOI 10.1515/hzhz-2017-1394

---

Meinolf Vielberg, Jena

In seiner Konstanzer Dissertation setzt sich Johannes M. Geisthardt das Ziel, an der literarischen Selbstdarstellung des Tacitus und Plinius zu untersuchen, wie sich Mitglieder der imperialen Elite, als der Kaiser zur systembeherrschenden Größe geworden war, durch „Affirmation der trajanischen Herrschaftsdarstellung und die gleichzeitige Distanzierung“ von ihr im permanenten „Konkurrenzkampf um Macht und Einfluss unter den höchsten aristokratischen Funktionsträgern“ Roms zu behaupten suchten. Dazu werden die Werke der beiden Autoren, die sich als „selbstbewusste Systemträger“ inszenieren, mit Methoden der Geschichts- und Literaturwissenschaft, wie Prosopographie, Sprechakttheorie und *close reading*, einer gründlichen Deutung unterzogen. Die wichtigste Methode ist die von Foucault begründete Diskursanalyse, die Fairclough zu einem Instrument der Sozial- und Verhaltenswissenschaften machte (S. 28). *Diskurse* werden als mündliche und schriftliche Äußerungen politischer Akteure verstanden, die als *soziale Praxis* „untereinander Hierarchien“ ausbilden. In „der Behauptung ihrer Deutungshoheit“ transportieren sie „auch den Machtanspruch der sie verwendenden und prägenden

Akteure“, „die Welt zu verstehen und einen Teil zu ihrer Ordnung beitragen zu können“. *Herrschende Diskurse* können stark umkämpft sein, aber auch *opponierende Diskurse* in sich aufnehmen, so dass eine *Diskursordnung* entsteht (S. 29).

Daher gilt es, die Diskurse, die Tacitus und Plinius verwenden, zu identifizieren, sie durch Abgleich mit Inschriften und literarischen Texten entlang der zeitlichen Abfolge ihrer Werke wieder her- und darzustellen und dabei ihre Ordnung und gesellschaftliche Aufgabe zu bestimmen. Der *Optimus-Princeps-Diskurs*, der Trajans Ära beherrsche, komme im *Agricola* zur Geltung (S. 32–82). Wichtiger sei für Tacitus nach Jahren erzwungenen Schweigens aber der *Domitiandiskurs* (S. 47–64). Er solle den Senat durch Strategien retrospektiver Desintegration einzelner Delatoren (S. 65 ff.) und die kollektive Schuldzuweisung von unter Domitian begangenen Verbrechen vor politischer ‚Selbsterfleischung‘ bewahren (S. 73–82). In seinem *Panegyricus* auf Trajan nutzte Plinius den *Domitiandiskurs* (S. 114–119), um sich in den *Optimus-Princeps-Diskurs* „hineinzuschreiben“ (S. 83–119). Dass der Diskurs der Dankrede nicht plumpe Anbiederung an den neuen Machthaber bedeutete (S. 142), verdeutlicht der *Otium-Diskurs* der *Pliniusbriefe*. Im *otium* der Briefe zeige sich senatorische *libertas* unter Trajan (S. 164–177), und die in solcher Freiheit geführte Diskussion über den *optimus princeps* des *Panegyricus* (die Korrespondenten könnten sich dem *Optimus-Princeps-Diskurs* ja auch verschließen) verbürge auch die Abwesenheit von Opportunismus (S. 202 f., 212, 217). Wenn an den *Historien* Handlungsspielräume der Senatoren im Vierkaiserjahr ausgelotet werden (S. 220–287), geht es statt um Diskurse über Macht um deren reale Grundlagen. Tacitus erzähle nicht von einer Zeit der ‚Senatskaiser‘ (oder ‚Soldatenkaiser‘), sondern beschreibe ‚Senatorenkaiser‘ in ihrer reziproken Abhängigkeitsrelation von ihren senatorischen Subjekten (S. 285). Senatoren machen Prätendenten zu Kaisern, Kaiser aus Senatoren Herrschaftsträger. Die Verdeutlichung dieses Zusammenhangs lässt sich als „Statement einer selbstbewussten Elite lesen, die sich ihrer Funktion und ihrer Bedeutung innerhalb des Herrschaftssystems bewusst ist“ (S. 286). Mit den Majestätsprozessen unter Tiberius kehrt der *Optimus-Princeps-Diskurs* zurück. In den *Annalen* wird zwar nicht explizit auf Trajan Bezug genommen (S. 323). Das ausgesparte Gegenbild des guten Kaisers verhilft dem Leser aber zur richtigen Einschätzung des Tyrannen und Justizmörders Tiberius als *Anti-Trajan* (S. 313–323).

Wer sich die Ergebnisse der gedankenreichen und gut lesbaren Dissertation zu eigen macht, wird nicht verkennen, dass es sich bei der besonderen Ausformung der Diskurse um wissenschaftliche Konstrukte handelt. In diese Konstrukte fließen Hy-

pothesen des Verfassers ein, so dass sich Fragen folgender Art ergeben: Wie tragfähig sind Ergebnisse, wenn aus der Verbindung mehrerer Diskurse e silentio weitere Schlüsse gezogen werden? Wie klar wird im *Agricola* die komplexe Autorintention, die Schuld aller Senatoren unter Domitian als gleich zu bewerten, die Leser dazu zu bewegen, diese Bewertung zu übernehmen, und so den mörderischen Konkurrenzkampf unter ihnen zu verhindern (S. 76)? Wie sicher ist ein Ergebnis, wenn zur Deutung der Majestätsprozesse unter Tiberius trotz bewusster Aussparung des *Optimus-Princeps-Diskurses* in den *Annalen* der gedankliche Rekurs auf Trajan als Gegenbild nötig erscheint (S. 322)? Wie passt es zur Selbstinszenierung als „selbstbewusster Systemträger“ (S. 218), wenn Plinius in seiner Korrespondenz mit Kaiser Trajan so wenig souverän erscheint? Mit solchen Fragen werden weniger Vorbehalte geltend gemacht als auf neue Horizonte hingewiesen, die sich aus der Auseinandersetzung mit der ungewöhnlich anregenden und nützlichen Dissertation ergeben.

---

Alexander Free, *Geschichtsschreibung als Paideia*. Lukians Schrift „Wie man Geschichte schreiben soll“ in der Bildungskultur des 2. Jhs. n. Chr. (Vestigia, Bd. 69.) München, Beck 2015. X, 321 S., € 59,90. // DOI 10.1515/hzhz-2017-1395

---

Heinz-Günther Nesselrath, Göttingen

Die Einleitung (S. 1–21) des vorliegenden Buches nennt als Ziel, „den lukianischen Traktat *Quomodo historia conscribenda sit* in der geistigen und kulturellen Atmosphäre der Kaiserzeit zu verorten“ (S. 8); dieses Ziel wird auf weite Strecken erreicht.

Nach dieser Einleitung konzentriert sich das zweite Kapitel (das wie das ganze Buch „Geschichtsschreibung als Paideia“ heißt; S. 23–104) auf Lukians Schrift selbst und stellt Thukydides als die Richtschnur der in ihr empfohlenen historiographischen Kunst heraus (S. 33–40), während die gelegentlich konstatierte Nähe zu Polybios offenbar nur oberflächlich ist (S. 40–53). Die weiteren Sektionen behandeln die Forderungen, die die Schrift an die moralischen und intellektuellen Qualifikationen des Geschichtsschreibers stellt.

Das dritte Kapitel („Historia zwischen Fakt und Fiktion“, S. 105–178) erörtert den Stellenwert von Thukydides und Herodot innerhalb der Schrift (S. 107–118, 125–138) und setzt sie zu anderen Schriften Lukians in Bezug: zur Schurkenbiographie des Alexander von Abonuteichos (S. 118–125), zur *Syrischen Göttin* (S. 138–144) und zu den *Wahren Geschichten* (S. 160–168); bei Letzteren betont Free mehr als andere die